

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 6

Artikel: Die unkonventionelle Reise
Autor: Jucker, H.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die unkonventionelle Reise

Auf diese Art mußten wir unzählige Flüsse in Nord-Afghanistan überqueren.

VON

H. U. JUCKER

So, ausgerechnet nach Afghanistan?» Das sagte der Chefredaktor des «Landboten», als ich ihn um ein Jahr Urlaub bat. Wie oft hatte ich die gleiche Frage schon von meinen Bekannten gehört, als sie etwas über mein Reiseprojekt vernahmen! Diesen Einwänden war ich hilflos ausgeliefert. Tatsächlich konnte ich nie begründen, warum ich diesmal ausgerechnet nach Afghanistan reisen wollte. Wahrscheinlich hatte es mir der fremdländisch klingende Name angetan.

Bei dieser Reise spielten nicht vernünftige Überlegungen, sondern reine Abenteuerlust die ausschlaggebende Rolle. Ich wußte genau, daß die hohen Ausgaben mit Artikelschreiben nicht gedeckt werden können.

Ich bin im Zürcher Oberland aufgewachsen, in einer Gegend, die ich heute, neben Kalimpong an der Grenze von Tibet und Bamian im Hindukusch-Gebirge, als die schönste Landschaft der Welt betrachte.

Seit 1946 arbeite ich als Zürcher Redaktor

des Winterthurer «Landboten», einer demokratischen Tageszeitung. Meine Aufgabe, vor allem über die politischen Ereignisse in Stadt und Kanton Zürich zu berichten und sie zu kommentieren, ist abwechslungsreich. Trotzdem benützte ich immer jede Gelegenheit, um ihr für einige Wochen zu entwischen: 1947 fuhr ich nach Finnland; über die Jahreswende 1947/48 reiste ich zum erstenmal nach Afrika, in die algerische Sahara; im Frühling nach Frankreich und England und im Herbst 1948 als Kriegsberichterstatter nach Griechenland.

Diese Reise sollte in eine friedliche Gegend führen. Ich wollte in die Türkei fahren, dort einige Pferde kaufen und dann nach Afghanistan reiten. Meine nächste Überlegung: Ein Auto wäre für diesen Zweck nützlicher. Dafür mußte ich einige Zeit sparen. Im Frühling 1951 war es so weit. Ich hatte die Fahrprüfung bestanden und holte in Biel meinen Chevrolet. Der Wagen war fast neu — der Kilometerzähler zeigte 8300 km an.

Hinter meinem Reiseplan, den ich im gesamten auch einhalten konnte, steckte die Idee, den Spuren Alexanders des Großen zu folgen. Von der Schweiz aus fuhren wir durch die italienische Halbinsel nach Sizilien. In Palermo mußten wir den Wagen auf einen Dampfer verladen. Von Tunis aus, wo wir nach kurzer Fahrt landeten, ging es der nordafrikanischen Küste entlang nach Alexandrien und Kairo. Meine Absicht, von Ägypten direkt nach Jordanien zu reisen, erwies sich wegen der Unruhen in der Kanalzone als undurchführbar. Also wieder ein Schiffstransport, und zwar von Alexandrien über Zypern nach Beirut. Dann ging es nach Asien hinein: quer über die arabische Halbinsel nach Bagdad, dann über die Pässe nach der persischen Hauptstadt Teheran und von dort aus durch das unbekannte Belutschistan ins Industal, nach Karachi, der Hauptstadt von Pakistan. Auf einem gewaltigen Umweg gelangten wir nach Bombay, fuhren dann zurück nach Delhi und wagten noch einen «Abstecher» bis an die Grenze von Tibet, nach Darjeeling und Kalimpong. Der Rückweg folgte der kürzesten Verbindung zwischen Indien und der Schweiz: über Afghanistan, Persien, die Türkei, Griechenland, Jugoslawien, Triest und Italien.

Nach langem Suchen hatte ich zwei Kameraden gefunden. Der eine war Lehrer, der andere Fotograf. Im September 1951 starteten wir, Ende Juni 1952 kamen wir zu zweit in die Schweiz zurück. Der Fotograf war in Indien geblieben. In neun Monaten hatten wir 40 000 Kilometer zurückgelegt. Zu meinem großen Erstaunen war der Wagen — ich hatte ihn «Lulubelle» getauft — nach allen Strapazen noch in sehr gutem Zustand.

Die Kosten der ganzen Fahrt? Für «Lulubelle» bezahlte ich, mit der notwendigen Ausrüstung, 12 000 Fr. Für das Campingmaterial leistete jeder einen Beitrag von 1000 Fr. Für die Reise und den Lebensunterhalt brauchte ich weitere 7000 Fr. Meine Ausgaben beliefen sich also auf rund 20 000 Fr.

Mit Auto, Zelt und Primuskocher

In Italien und Nordafrika führten wir ein kunstgerechtes Campingleben. Dreimal im Tage kochten wir unsere Essen auf dem Primuskocher; jeden Abend stellten wir das Zelt auf. Bald aber reduzierten wir die Mahlzeiten, um Zeit zu sparen, auf zwei und dann auf eine

pro Tag. Gelegentlich gab es in zwei oder drei Tagen nur ein einziges richtiges Essen, nämlich Spaghetti mit Tee. Auch die kleinste Arbeit wird kompliziert und zeitraubend bei den primitiven Verhältnissen. Es ist eine Kunst, bei einem Sandsturm und beißender Kälte in Belutschistan das Geschirr zu waschen. Es braucht Überwindung, mitten in der Sahara im heißen Zelt eine Reportage zu schreiben, wenn man am Tag vorher zehn Stunden lang ununterbrochen am Steuer saß und trotz den tiefen Schlaglöchern, den Steinen und Sandverwehungen und den gesprengten Brücken einigermaßen vorwärtskommen wollte.

Dennoch würde ich eine nächste Reise wieder mit dem Auto unternehmen. Man sieht bedeutend mehr von einem Land, wenn man hindurchfährt, als wenn man nur von einem Flugplatz zum andern hüpfst. Man kommt eher mit dem Volk in Berührung, wenn man wie die Nomaden sein Zelt aufschlägt, als wenn man einfach die Europäer- und Luxushotels aufsucht. Kürzlich las ich in einem Buch eines berühmten Reiseschriftstellers: «Belutschistan ist eine trostlose Einöde.» Der gute Mann flog von Persien nach Pakistan. Sein Eindruck war vom Flugzeug aus sicher trostlos.

Belutschistan ist aber eine vielfältige und gewaltige Landschaft. Da kommt man durch weite Fels- und Sandwüsten, dann wieder durch wilde Gebirge. Von Pässen, wo noch Schnee liegt, geht es unmerklich, aber sehr rasch hinunter in eine Senke, wo eine Palmenoase steht. Wie die Berge, so sind auch die Steppen Belutschistans farbig: schneeweisse und rote Felder, dahinter tintenschwarze oder violette Bergketten. Natürlich empfindet der Flugzeuginsende nichts von diesem Reiz.

In der Wüste und in der Steppe hatten wir den Grundsatz, vom letzten Dorf oder vom letzten Zeltlager aus noch 100—150 km weiterzufahren, um unser Zelt ungestört aufzuschlagen zu können. Wenn wir am Morgen den Reißverschluß des Zelteinganges öffneten, sahen wir jedoch immer einige Eingeborene, die still dasaßen und den merkwürdigen Vorgang neugierig beguckten. Man ist nie allein — auch in der größten Steppe oder Wüste nicht. Wie aus dem Nichts hergezaubert, stehen plötzlich Nomaden da. Manchmal kamen in der Nacht die Karawanen an unsren Lagerplätzen vorbei. In Nordafrika hörte man den monotonen Singsang der wandernden Nomaden, dann das rasche Trappen von Füßen und

das Schnauben der Kamele. In Persien tragen die Leitkamele große Glocken, die übrigen Tiere kleine Schellen. Zieht eine Karawane durch die Wüste, dann tönt es wie auf einer Alpweide in der Schweiz.

Alle diese Karawanen kommen außerordentlich rasch vorwärts, 7—8 Kilometer in der Stunde. Am Abend marschieren sie ab, die Frauen und Kinder in großen Holzgestellen auf den Tieren, und die Männer traben nebenher. In Nordafrika, auf der arabischen Halbinsel und in Persien verdrängt das Auto die malerischen Karawanen immer mehr. Nur in Afghanistan sahen wir wirklich große Kamel- und Eselkarawanen. Für den Warenaustausch zwischen Indien und Tibet kommt überhaupt nur die Karawanenstraße in Frage. Mit Maultieren, Pferden und Eseln ziehen die Tibeter von Kalimpong über den 4850 Meter hohen Paß von Dschelep La nach Lhasa in drei Wochen. Die chinesischen Kommunisten brauchen vier Monate, um von ihrer letzten Bahnstation aus nach Lhasa zu gelangen.

Nie hätten wir das Leben der Nomaden so gut kennengelernt, wenn wir nicht selber als Nomaden, mit Auto, Zelt und Kocher, durch Asien gereist wären.

Menschen sind nicht gefährlich!

Die Gefahren einer solchen Reise werden allgemein überschätzt. In manche schwierige Situation gerät man durch reine Unvorsichtigkeit; und in eine ähnliche Lage könnte ein ahnungsloser Reisender auch in Europa geraten. Nur lassen die unbekannte Umwelt und die eigene Überanstrengung manches Erlebnis gefährlicher erscheinen, als es wirklich ist.

In der Nähe der persischen Stadt Isfahan verirrten wir uns nachts in der Wüste und gerieten in ein Militärlager. In pechschwarzer Finsternis hörten wir einen Ruf und das Klirren eines Gewehrverschlusses. Eine halbe Stunde standen wir dann in der Wüste mit hocherhobenen Händen. Der kalte Wüstenwind blies durch unsere leichte Kleidung, und in der Nähe heulten die Schakale jämmerlich. Schließlich erlöste uns ein Unteroffizier. Auf dem Wachposten blieben wir aber im Auto eingesperrt. Als wir unsere Ausweise des persischen Informationsministeriums zückten, lachten die Soldaten und deuteten an, wir seien russische Spione. Nach einer weitern

Stunde kam ein Offizier, kontrollierte unsere Papiere und entschuldigte sich höflich. Dieses Erlebnis war nicht speziell gefährlich, aber unheimlich und unerfreulich.

Ähnlich erging es uns in Belutschistan. «Ihr werdet bestimmt überfallen in Belutschistan», warnte man uns vor der Abreise in Teheran. Deshalb hatten wir uns gegen die räuberischen Belutschi so gut wie möglich vorgesehen. Wir schliefen im Wagen und stapelten unsere Vorräte so auf, daß wir jederzeit wegfahren konnten. Nachts bei einem Sandsturm verloren wir den Weg. Stundenlang tappten meine zwei Kameraden zwischen riesigen Grasbüscheln und Felsbrocken mit Taschenlampen durch den Sandsturm. Ich folgte ihnen langsam mit dem Wagen.

Plötzlich tauchten drei zerlumpte Gestalten aus dem Sandsturm auf und zielten mit Maschinengewehren auf uns. Wieder Hände hoch! Diesmal erwarteten wir bestimmt, zum mindesten vollständig ausgeplündert zu werden. Doch da entdeckte ich plötzlich am zerrissenen Pullover des Anführers einen kleinen weißen Winkel. Das war ja ein Gradabzeichen! Nach einem langen Palaver zeigte es sich, daß es sich um die pakistanische Grenzpolizei handelte. Wir wurden verhaftet, weil wir uns auf einem Schmugglerpfad im Niemandsland herumgetrieben hatten.

Beide Geschichten hätten dann ein schlimmes Ende nehmen können, wenn wir uns falsch verhalten hätten, wenn wir entweder geflohen wären oder uns gewehrt hätten.

Man erwirbt sich aber ziemlich rasch genügend Erfahrung im Umgang mit Polizei, Militär und der zivilen Verwaltung. Am Anfang genossen wir das Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit in vollen Zügen. Doch bald erkannten wir, daß es nicht so weit her ist damit. Der Visarummel ist ungeheuerlich. Da braucht es Einreise-, Transit- und Ausreisevisa in unzähligen Mengen. Will man in Persien von einer Stadt zur nächsten reisen, benötigt man die berühmte rote Karte, einen Ausweis, der von der Polizeipräfektur ausgestellt wird. Das kann in günstigen Fällen einige Tage dauern; manchmal aber verzögert sich das Verfahren um mehr als einen Monat. In fast allen Ländern wird man in jeder Stadt bei der Ankunft und bei der Wegfahrt kontrolliert. In Persien steht zudem noch an jeder Benzintankstelle ein Polizist, ferner an jeder Straßenkreuzung — und sei sie mitten in der

Wüste, zweihundert Kilometer von der nächsten Ortschaft entfernt.

Komisch, aber bezeichnend für die «Gefährdung» durch Menschen war ein Erlebnis im Irak, vor Bagdad. Da stellten wir Wagen und Zelt in die Dünen, in ein Seitental. Wir hatten gehofft, dabei von niemandem beobachtet zu werden. Doch schon bald tauchten auf dem nächsten Berggrat zwei dunkle Gestalten auf, die uns aufmerksam zuschauten. Ich riskierte einen derben Spaß und zielte mit dem Stativ des Fotoapparates auf die beiden. Blitzartig verschwanden sie. Als sie auch nach längerer Zeit nicht wieder auftauchten, schaute ich auf dem Grat nach. Die beiden «Räuber», in Wirklichkeit harmlose, aber neugierige Nomaden, waren schon weit draußen in der Wüste und rannten immer noch um ihr Leben.

Als wir von Belutschistan ins Industal hinunter reisten, wollten wir uns erst einmal an der warmen Sonne erholen und unsere Sachen ordnen. Wir kampierten zwei Wochen im Dschungel — ein Unternehmen, das jeder Europäer und vor allem jeder Eingeborene als verrückt bezeichnet. Wir wurden nicht überfallen — im Gegenteil, die Mohammedaner, die hier wie überall sehr furchtsam sind, waren froh, wenn wir sie in Ruhe ließen! Schlangen sahen wir auch keine — in den viereinhalb Monaten auf dem indischen Kontinent sah ich nur zweimal Schlangen, und beide Male hatte ich dafür dem Schlangenbeschwörer etwas zu bezahlen! Dagegen heulten die Schakale und die Hyänen in der Nacht zum Steinerneichen. Das Höllenkonzert dauerte vom Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang. Gelegentlich tappte auch ein Wesen auf weichen Pfoten um das Zelt herum und schnupperte am Zelteingang. Dann nahm ich die Taschenlampe in die linke und das Beil in die rechte Hand und schlich hinaus. Meine beiden Kameraden warteten mit geladenen Pistolen, um sofort einzugreifen. Nie geschah etwas. Bis ich hinauskam, war der Wald schon wieder ruhig und still. Auch ein Kontrollgang rund um das Zelt brachte keine neuen Entdeckungen. Da verkauften wir unsere sinn- und nutzlosen Waffen zu einem guten Preis und ließen uns von verdächtigen Geräuschen nie mehr stören.

In den Steppen Nordafghanistans leben sehr viele merkwürdige Tiere: seltsame farbige Vögel, zahlreiche Fasane, Schildkröten, Schlangen, Riesenspinnen, Skorpione und Warane, die bis zu zwei Meter langen Rieseneidechsen.

Auch sie sind nicht gefährlich. Menschen sind, außer vielleicht in halbzivilisiertem Zustand, nicht gefährlich. Auch die sogenannten wilden Tiere sind durchaus harmlos, außer wenn sie erschreckt oder bedroht werden.

Die wirklichen Gefahren und Schwierigkeiten

Gefährlich aber sind die Überanstrengung und Unterernährung. Sie wirken sich verhängnisvoll aus, wenn intensive Klimaveränderungen hinzukommen: an einem Tag von Bagdad — 200 Meter über Meer, sehr heiß — auf die Pässe Persiens, die bis zu 2750 Meter über Meer hoch und mit Schnee und Eis bedeckt sind. Dazu kommen die Gefahren wegen der Nahrungsmitte. In Kairouan, der heiligen Stadt Tunisiens, kauften wir goldgelbe und grünliche Datteln. Sie waren ganz gut: manchmal süß, manchmal bitter. Zwei Wochen kämpften wir nachher mit Fieber und schwerer Magenverstimmung, ohne die Ursache zu kennen. In Tripolis plauderten wir zufällig mit dem Presseoffizier der libyschen Regierung über die verschiedenen Dattelarten. Er erwähnte die roten, die braunen und die violetten Datteln. Nichts von gelben und grünen. Auf unsere Frage erklärte er sehr höflich: «Es tut mir schrecklich leid, Ihnen das zu sagen, und ich möchte Sie auch nicht beleidigen. Aber diese grünen und gelben Datteln sind unreif und werden als Kamelfutter gebraucht.»

In Afghanistan mußten wir das Wasser aus den Bergbächen holen. Selbstverständlich wurde es gekocht, doch beim Sieden bildete sich auf der Oberfläche eine dicke grünliche Schicht. Alles — Tee, Spaghetti oder Maggissuppe — hatte den gleichen Spitalgeruch. Tranken wir Tee, so wurde der Durst noch schlimmer als vorher. Nachdem wir Afghanistan durchquert hatten, kamen wir in Herat durstig, mit geschwollener Zunge und aufgesprungenen Lippen an.

Aber selbst diese Hindernisse und der Kampf gegen Moskitos und gegen Tropenkrankheiten sind weniger aufreibend als die unvorstellbare Spannung, in der man ständig lebt. Werden wir auch auf die andere Seite der Wüste gelangen? Werden wir einen Weg durch dieses Gebirge finden? Wird «Lulubelle» steckenbleiben oder gar zusammenbrechen? Mit solchen Fragen befaßt man sich ständig, und das zehrt an den Nerven. Zudem sieht man sich ununterbrochen vor schwie-

rige Entscheidungen gestellt: Können wir es verantworten, diese Route zu wählen? Auch die «Kenner des Landes» wissen von diesen Routen nichts; die einheimischen «Gewährsleute» warten mit phantastischen Berichten auf, und die Karten versagen ohnehin. Ist aber einmal diese Klippe überwunden, ist einmal ein Entschluß gefaßt, dann ergibt sich alles andere fast von selbst. Denn die Durchführung des einmal gefaßten Planes wird von einer höhern Instanz diktiert, nämlich vom einfachen Selbsterhaltungstrieb.

Falsche Vorstellungen vom Orient

Mit dem Orient ist für uns die Vorstellung vom Märchenschloß eines indischen Maharschas oder eines afrikanischen Potentaten unlösbar verknüpft. Dabei herrscht dort oft jene protzige und dumpfe Stimmung, wie sie die Plüschherrlichkeit des 19. Jahrhunderts erzeugte.

Falsche Vorstellungen macht man sich nicht nur über den orientalischen Prunk, sondern auch über tropische Landschaften. Noch im kalten und kahlen Belutschistan stellten wir uns das Industal als eine tropische Landschaft vor, in der Gummibäume, Bambusstauden und Palmen ein undurchdringliches Dickicht bilden, wo Affen, Tiger, Leoparden, Schlangen und Elefanten hausen. In Wirklichkeit ging es Hunderte von Kilometern durch reine Wüste. Manchmal stießen wir auf ein Dorf, selten auf eine Stadt. Gelegentlich unterbrach eine Oase diese Einöde. Vier Monate lang fuhren wir kreuz und quer durch den indischen Subkontinent. Eine Landschaft, die am ehesten noch unsrern Vorstellungen von Indien entspricht, fanden wir nur in gewissen Gebieten der Provinz Bombay und dann vor allem im tiefen Tal der Tista, am Fuß der Himalajakette.

Wunderschön ist diese Landschaft, vor allem in der Gegend von Kalimpong, und die blühende Steppe am Nordhang des Hindukusch. Als schönste Städte erschienen mir Bombay und Istanbul — beide voller Leben, großzügig und weltoffen, neben den Vorzügen der Natur.

Arm und reich in Asien

Wir waren bei einem persischen Großgrundbesitzer zu Gast, einem freundlichen, europäisch erzogenen Mann. Er lebt in Isfahan, der schönsten Stadt Persiens, deren pracht-

volle alte Paläste und Moscheen mit peinlicher Sorgfalt instand gehalten werden. Dieser Mann wußte sogar mit dem Besteck umzugehen; seine Frau allerdings aß mit den Händen. Neben seinem weitläufigen Wohnhaus in Isfahan besitzt dieser Mann noch elf Dörfer. In Persien wird ein Großgrundbesitzer nicht nach seinem Geldbesitz oder nach der Fläche des Landes, sondern nach der Zahl der Dörfer eingeschätzt. Dörfer werden gekauft und verkauft wie Ware — mit dem Ackerboden, den Häusern, dem Vieh, dem Mobiliar und — den Menschen. Will ein Pächter in ein anderes Dorf ziehen, dann hat er den Großgrundbesitzer um Erlaubnis zu fragen. Will er heiraten, dann braucht er ebenfalls die Zustimmung des Grundherrn. Vom Ertrag seines Pachtgutes kann er 2 bis 25 % behalten, je nach Gebiet. In Pakistan und Indien haben neue Gesetze verfügt, daß nur noch 50 % des Ertrages dem Grundbesitzer abzuliefern sind.

Die Großgrundbesitzer führen ein bequemes Leben. Sie kümmern sich im allgemeinen überhaupt nicht um ihre Pächter, die in Wirklichkeit ihre Leibeigenen sind und in bitterer Armut leben. Die Schuld an diesen Zuständen wird den Engländern zugeschoben; von den wahren Schuldigen, den Großgrundbesitzern, aber spricht niemand.

Werden alle arabischen Staaten einmal von europäischem Einfluß befreit sein, dann wird zweifellos die Feudalherrschaft neue Triumphe feiern und die Kolonialmethoden der Weißen glatt in den Schatten stellen.

Wo die Familien an den guten Traditionen festhalten, da sind auch Vorteile zu sehen. In Karachi wurden wir von einem jungen Mohammedaner eingeladen. In der Wohnung, in welcher sein verheirateter Bruder mit seiner Familie und er selbst lebten, wohnten wir zwei Wochen lang. Bevor wir die Wohnung betraten, ging selbstverständlich der Hausherr hinein und sperrte seine Frau und seine beiden Töchter in einem Wohnzimmer ein. Am Morgen verließen wir Fremden als erste das Haus, und dann erst wurde den Frauen wieder der Zugang zu allen Zimmern erlaubt.

Tagsüber arbeitete ich in der Waffendhandlung, die den beiden Brüdern gehörte. Ich saß auf einer Art Galerie, schrieb meine Artikel und schaute hinunter auf den Waffenladen und hinaus in das geschäftige Treiben des Basars. Mittag- und Abendessen gab es hier im Laden — selbstverständlich auf dem

Boden. Da waren denn nicht nur die beiden Brüder anwesend, sondern auch ihre Diener. Im Haushalt und im Laden waren insgesamt sieben Diener angestellt, von zwei kleinen Buben bis zum ehrwürdigen Großvater. Ihre Arbeitsleistung war minimal, ebenso ihr Lohn. Aber sie erhielten von ihren Arbeitgebern Unterkunft und gutes Essen. Alle diese Leute, die im Grunde genommen keine oder nur wenig produktive Arbeit leisteten, waren schon früher in Old Delhi bei dieser Familie gewesen. Sie wurden 1947 auf die Flucht nach dem Westen mitgenommen und hier mit der größten Selbstverständlichkeit in der neuen Heimat, in Karachi, untergebracht. Die beiden Brüder hätten nicht im entferntesten daran gedacht, ihre Diener, die doch vorerst nur eine Belastung darstellten, zu entlassen.

Dieser Zusammenhalt der Familie im weitesten Sinn ist rührend. Die Schattenseite? Wenn einer der Familie viel verdient, dann hängt sich gleich die ganze Sippe an seinen Hals. Er hat dann für alle seine ärmeren Verwandten zu sorgen.

In dieser mohammedanischen Familie wurde auch mein Eindruck bestätigt, daß die Menschen der verschiedenen Religionen, Lebensgewohnheiten und Völker keineswegs so verschieden und seltsam sind, wie dies von romantischen Reiseschriftstellern gern dargestellt wird. Der Traum von einem genügenden Einkommen, von einem trauten Heim und einer Familie ist zwar in verschiedener Form und Intensität, aber auf jedem Fleck der Erde vorhanden.

Der Weiße im Urteil der Farbigen

Der englische Einfluß ist immer noch viel größer, als man ihn sich vorstellt. Tatsächlich scheint es, daß die Elite Großbritanniens auf den Außenposten eingesetzt wird. In Jordanien und in der Kanalzone von Suez traf ich die tüchtigsten englischen Offiziere und Kolonialbeamten.

Die zurückhaltenden, überlegenen Engländer waren zwar nirgends beliebt, meistens sogar verhaßt. Aber immer wurden sie geachtet. Die Amerikaner genießen dieses Prestige keineswegs. Sie sind reich an Geld und technischen Mitteln, kommen aber mit den afrikanischen und asiatischen Völkern nicht in engeren Kontakt. In der Nähe von Tripolis wird die amerikanische Flugbasis Wheelus-

Field ausgebaut. Die Piloten und Techniker wohnen in hübschen Einfamilienhäusern am Rande des Flugfeldes. Sie besitzen ein Schwimmbad, ein Kino, eine Kirche, eigene Läden — die Milch wird gefroren von Amerika herübergebracht. Es gibt Leute, die sind in zwei Jahren Afrika-Aufenthalt noch nie über den Rand des Flugfeldes hinausgekommen. Wozu auch? Hier sind sie zu Hause, hier haben sie sich ein kleines Amerika aufgebaut.

Die Deutschen sind wohl die angesehenste Nation in Afrika und Asien. Sie werden bewundert wegen ihrer militärischen Leistungen, sie werden bestaunt wegen ihrer technischen Fähigkeiten. In Kabul, der Hauptstadt Afghanistan, läßt sich der Bürgermeister jetzt noch von seinen Untergebenen mit «Heil Hitler!» begrüßen. In Afghanistan, aber auch in Persien und der Türkei, trifft man verhältnismäßig viele Leute, die in Deutschland studiert haben und die gut Deutsch sprechen.

Und die Schweizer? Selten wußten die Leute etwas mit dem Zeichen CH oder dem Schweizer Kreuz auf dem Nummernschild anzufangen. China oder Tschechoslowakei — das waren die gebräuchlichsten Erklärungen. Das Schweizer Kreuz wurde im allergünstigsten Fall mit dem Roten Kreuz verwechselt. Sogar in Jugoslawien betrachtete man mich deswegen als Arzt. Ich fügte mich stillschweigend in diese Rolle, als zwischen Skoplje und Nisch ein riesiger Lastwagenkonvoi der Armee anhielt und der leitende Unteroffizier einen Verletzten brachte. In Indien und Pakistan ist dagegen die Schweiz sehr gut bekannt, nicht durch ihren Namen, sondern durch die «Swiss watches» und durch die Firma Volkart von Winterthur. Will man sich als Schweizer legitimieren, selbst in einer kleinen, gottverlassenen Ortschaft, dann genügt der Name «Volkart Brothers».

Der gute Ruf der Schweiz wurde allerdings etwas angeschlagen, als drei Touristen, die eine Rekordfahrt nach Indien unternahmen, von den indischen Zollbeamten beim Uhrenschmuggel ertappt wurden. Zwischen Bombay und Peshawar, auf einer Strecke von nahezu 3000 Kilometern, mußten wir deswegen manche bittere Andeutung einstecken.

Foto: Hans Baumgartner

Der Autostopper
(Überlandstraße bei Frauenfeld)

«Ohne die Hilfe eines europäischen Technikers»

In Teheran wurde ein Luxusrestaurant eingeweiht. Besonders gefeiert wurde eine Bronzetafel, die in eine Mauer eingelassen war und die verkündete, daß dieses Gebäude ohne die Hilfe eines einzigen europäischen Technikers gebaut worden sei. Drei Tage später stürzte die Mauer ein — ohne die Hilfe eines Europäers.

Asien, vor allem Indien, ist nicht das, was sich romantische Gemüter gerne vorstellen. Indische Religion und Philosophie? Gewiß sind das große Werte, doch hat nur eine verschwindend kleine Zahl Menschen an ihnen Anteil. Die Inder als Volk von Philosophen zu betrachten, wäre genau so verhängnisvoll, wie wenn ein Inder jeden Schweizer als Pestalozzi verehren wollte. Peinlich wirkt es immer auf mich, wenn ich Europäer sehe, die ihre geistige Heimat verleugnen und eine alte Kultur anbetnen, die nicht mehr lebendig ist, und die nicht genug betonen können, wie sehr wir dem Zerfall und Untergang entgegentreiben.

Dieser Pessimismus ist ganz unberechtigt. Als ich nach mehr als acht Monaten Afrika und Asien wieder an die Grenze Europas kam, hatte ich alles andere als das Gefühl, in einen untergehenden Erdteil zurückzukehren. Europa übertrifft Asien bestimmt an Lebenskraft und wird nur dann verfallen, wenn wir es selbst aus Kleinmut oder aus kurzsichtiger Geschäftstüchtigkeit aufgeben.

Die Überlegenheit der Weißen gegenüber den Braunen und Schwarzen besteht auch heute noch — daran vermögen seltene Ausnahmen nichts zu ändern.

Europa gilt in Asien und Afrika immer noch als leuchtendes Vorbild — auch wenn die Herrschaft des weißen Mannes abgelehnt wird. Wann werden die farbigen Völker den ungeheuren Vorsprung Europas aufgeholt haben? Das wird sehr lange dauern, wenn es überhaupt je möglich ist.

«Wir müssen zuerst eine starke Industrie aufbauen. Später können wir dann einmal eine allgemeine obligatorische Volksschule schaffen», erklärte mir ein indisches Parlamentsmitglied. Meinen Einwand, daß zuerst die Schule komme und erst nachher der Aufbau einer leistungsfähigen Industrie möglich sei, ließ er nicht gelten. Selbst kluge Inder sind nicht fähig, hier Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten. Sie sehen die mächtige In-

dustrie Europas, seine vorbildlichen Universitäten. Sie bauen Fabriken und gründen neue Universitäten. Daß dazu Bildung des Volkes der Grundstein ist, können oder wollen sie nicht einsehen. So helfen sie mit, die Vorherrschaft Europas noch zu festigen.

Auch die jungen Mohammedaner, die in Nordafrika, im Mittleren Osten und vor allem in Pakistan dem Westen nacheifern, gleichzeitig aber die Rückkehr zu den Forderungen des Korans propagieren, versuchen sich in der Quadratur des Zirkels.

Oft schien es mir, daß den Afrikanern und den meisten Asiaten der Sinn für die Technik fehle, die doch ein wichtiger Bestandteil der abendländischen Kultur darstellt.

Überlegen sind die Europäer auch rein physisch. Allerdings bilden die Nepalesen, die Tibetaner und die mongolischen Stämme Nordafghanistans erfreuliche und bemerkenswerte Ausnahmen. Diese Leute sind körperlich sehr leistungsfähig. Sie sind aber auch ehrlich, mutig und von einer erstaunlich raschen Auffassungsgabe. Wollten wir uns — selbstverständlich auf gut Schweizerdeutsch — mit den Tibetanern unterhalten oder mit den Nomaden in Nordafghanistan einen Handel abschließen, dann begriffen sie sofort, was wir meinten. In Mazar-i-Sharif konnte mein Kamerad sogar einem jungen Afghanen eine ziemlich verzwickte Rechnung begreiflich machen — ein Unterfangen, das in Indien hoffnungslos gewesen wäre.

Die Schweiz — von außen gesehen

Was mir bei meiner Rückkehr in die Schweiz am besten gefiel?

Erstens, daß man überall gutes Wasser erhält, das nicht erst gesotten werden muß, zweitens der erschreckende Mangel an Polizisten, das hohe Niveau der Schulbildung, die sauberen Gaststätten mit der aufmerksamen, freundlichen Bedienung selbst in der kleinsten Ortschaft und die Landschaft, die auf hundert Kilometern mehr Abwechslung bietet als ein asiatisches Land auf tausend Kilometern.

Und was mir nicht mehr paßte? Da gab es zuviel Menschen und zu viele Häuser — und keine großzügige Wüste oder Steppe. Aber das sind Eigenschaften Europas, die man wohl oder übel in Kauf nehmen und seinen Vorfüßen gegenüberstellen muß.